

Die Stromschnellen und Bergwälder bei Saõ Gabriel

(15. Januar bis 20. August 1852)

[Dieses Kapitel besteht aus Teilen von zwei Briefen an MR. BENTHAM, die sich zum großen Teil der Beschreibung der botanischen Eigenschaften des Bezirks, den Schwierigkeiten des Reisens und der Beschaffung von Nahrungsmitteln und anderen Angelegenheiten von Interesse widmen, um die Hindernisse bei der Arbeit eines Naturforschers in diesen abgelegenen Gebieten zu veranschaulichen. Der Rest besteht aus solchen Teilen des Tagebuchs, die sich mit Themen von allgemeinem Interesse beschäftigen.]

Diese umfassen einen ziemlich langen Bericht über die Ersteigung einer der isolierten felsigen *Serras*, der aus zwei Gründen vollständig wiedergegeben wird: Er liefert eine sehr interessante und lesbare Darstellung der merkwürdigen *Caatinga*-Wälder der großen Granitregion, die sich so auffallend von den üblichen Urwäldern der Amazonas-Ebene unterscheidet; und zweitens zeigt er deutlich den großen Aufwand an Arbeit und Zeit sowie Kosten, um solche Aufstiege zu unternehmen, und die extreme Armut der Ergebnisse.

Hier, wie in anderen Fällen, wurden fast alle neuen oder besonders interessanten Pflanzen auf dem ebenen Boden am Fuße des Berges gefunden und kaum etwas auf dem Berg selbst, obwohl sein Gipfel mit Wald bedeckt war. Dies wird helfen zu erklären, warum er später solche Berge selten bestieg und auch keinen Versuch unternahm, den großen Berg von Duida am oberen Orinoco zu erklimmen, obwohl er, als er den unteren Amazonas verließ, davon sprach, einen Versuch zu unternehmen »seine botanischen Schätze zu durchwühlen«.

Ich füge auch eine detaillierte Beschreibung eines indianischen Festes bei, denn eine große Anzahl von Lesern ist an den Gebräuchen und der Folklore der wilden Völker interessiert.]

An MR. GEORGE BENTHAM

Saõ Gabriel, Rio Negro, 15. April 1852.

[...]

Ich fand es von großem Vorteil, in meinem eigenen Kanu zu reisen. Ich hatte es so eingerichtet, dass ich bequem arbeiten und meine Pflanzen verstauen konnte, wenn sie getrocknet waren. Außerdem konnte ich mein Papier auf der Oberseite der Kabine trocknen, wenn es unpraktisch war, mitten am Tag zu halten. Ich war auch Herr meiner eigenen Bewegungen, konnte stoppen, wann und wo ich wollte und musste nur die Indianer bei guter Laune halten. Wenn das Wetter kühl war, liebten sie es nicht, beim Rudern unterbrochen zu werden, aber wenn sie sich in der heißen Sonne quälten, liebten sie einen gelegentlichen Halt. Gegen Ende der Reise nahmen sie die Gewohnheit an, in die Bäume zu spähen, an denen wir an den heißen Nachmittagen vorbeifuhren, und mich anzurufen – der ich mich mit meinen Papieren in der Kabine beschäftigte: »O *Patrao!* *Aikué potéra poranga!*« (»*Patron*, hier ist eine schöne Blüte!«) Natürlich kam ich hinaus, um zu schauen, ob es etwas Neues wäre, als was es sich auch oft erwies.

Lecythis waren sehr zahlreich, und ich hatte nicht die Zeit, alles zu sammeln und zu konservieren, was ich sah. Ich hoffte, Früchte von einigen davon hier zu bekommen, aber ich kann keine einzige *Lecythis* in dem *Gapó* der Fälle finden.

Die Leguminosae (*Diptotropis nitida* und andere Varietäten) waren fast den ganzen Weg hinauf häufig. [...]

Die *Dicorynia spruceana* (ein Baum von 80 Fuß Höhe) war häufig und sehr ornamental, von ein wenig unterhalb Barcellos fast bis zur Basis der Wasserfälle. Oberhalb der Fälle wird ihr Platz von einem anderen Baum aus der Gattung der *Caesalpiniae* eingenommen (*Aldina latifolia*), den ich in Blüte gesammelt habe und hoffe, auch mit reifen Früchten zu bekommen.

Kurz nachdem ich hier ankam, riss sich eines Nachts meine *Montaria* von ihrem Liegeplatz los und trieb über die Wasserfälle. Ich sandte meine beiden Männer auf die Suche nach ihr. Sie waren die ganze Nacht unterwegs und kehrten am nächsten Tag mit der *Montaria* zurück, die ein ehrlicher Indianer fast unverseht zwischen zwei Felsen festgekeilt gefunden hatte. Sie brachten mir auch einen Zweig eines Baumes in Blüte, der sich als eine kleinblättrige *Dicorynia* erwies. Drei oder vier Tage später ging ich die Fälle hinunter, um mehr davon zu bekommen; aber die Blüten waren fast alle verschwunden und – seltsam zu sagen – wir konnten nur den einen Baum finden, aus dem die Männer den Zweig gepflückt hatten.

Gustavias waren ziemlich häufig, aber es war kaum möglich, ihre Blüten zu bewahren, wegen der vielen in ihnen geschlüpften Raupen.

Es würde die Meisten überraschen, dass *Proteaceae* so zahlreich an den Ufern des Rio Negro sind (in Exemplaren, nicht in Arten), dass sie der Vegetation einen

besonderen Charakter verleihen. Ich bin vertraut mit drei oder vier Proteaceae (Andriapetala) der *Terra firme*, aber ich konnte sie niemals in Blüte oder Frucht finden. Alle, die ich bisher gesammelt habe (einschließlich der von Santarem), sind aus dem *Gapó*. Und alle sind bemerkenswert wegen der Blätter der jungen Pflanzen, die polymorph¹ sind – gefiedert, fiederspaltig oder gezackt, obwohl dies von ENDLICHER nicht unter Andriapetalum bemerkt wird.

Der schönste Baum auf dem Rio Negro ist eine anscheinend unbeschriebene Bignoniacea. Wenn die Gattung neu ist, so hoffe ich, Sie werden mir erlauben, sie *Henriquezia* zu nennen, zu Ehren von SENHOR HENRIQUE ANTONIJ, geboren in Livorno. Er hat sich vor mehr als dreißig Jahren bei der Barra do Rio Negro niedergelassen, wo er seitdem allen wissenschaftlichen und anderen Reisenden ständig jede benötigte Hilfe leistet. Das können Sie anhand all der Werke erkennen, die in letzter Zeit über diese Flüsse geschrieben wurden.

[...]

Oberhalb von Uanauacá war alles nur Stromschnelle; eigentlich gab es seit Sta. Isabel wenig anderes.

[...]

Es ist nicht sehr angenehm zu arbeiten, wenn man sich während der Exkursionen immer zwischen Katarakten befindet. Ich bin einmal die ganze Länge der Fälle hinunter- und wieder hinaufgefahren. Das dauerte vier Tage, aber zwei davon waren verlorene Zeit. Ich machte im Haus des Lotsen der Fälle Station, am Fuße des letzten, und kam gerade rechtzeitig an, um den Beginn einer ihrer großen *Festas* zu erleben. Sehr gegen meinen Willen war ich auch gezwungen, ihr Ende zu erleben, denn nach zwei Tagen des Trinkens und zwei Nächten des Tanzens rührte sich niemand. Ich fand es interessant, die Legende von der Entdeckung der *Mandioca*-Wurzel zu hören, die in der *Barré*-Sprache gesungen wurde, aber das war ein schlechter Trost für solch einen Zeitverlust. Sie können sich vorstellen, wie ich mich in meiner Gefangenschaft auf der kleinen Felseninsel geärgert habe, umgeben von schäumenden Gewässern, wo ich nicht eine einzige Blüte finden konnte, die ich noch nicht gesammelt hatte. Als wir – mit vier Männern – zurückkehrten, passierten wir alle Fälle ohne Unfälle, bis wir den oben erwähnten großen Fall erreichten. Hier, beim Ziehen des Bootes über die Felsen, füllte es sich mit Wasser, und ein großes Paket von Pflanzen in Papier, etwa 3 Fuß hoch, wurde so vollständig durchnässt, dass zwei Männer es kaum tragen konnten. Zwei große *Vascu-*

1 [Polymorph (griech.): in verschiedenerlei Gestalt, Form vorhanden. – AdÜ.]

*lae*¹ voller frischer Exemplare trieben davon, aber wir retteten sie, und ich verlor nur einige Pflanzen, die lose in einem Korb lagen. Ich war sehr müde, nachdem ich von 6 Uhr morgens bis 5 Uhr nachmittags auf dem Wasser gewesen war, doch jetzt hatte ich das eingeweichte Paket zu öffnen und die Pflanzen auf trockenes Papier zu übertragen, was mich bis Mitternacht beschäftigte. Für einige davon kam jede Hilfe zu spät – die Blätter hatten begonnen zu zerfallen – aber Sie müssen die Exemplare nehmen, wie sie sind, weil ich die gleichen wohl nicht noch einmal wiederfinden werde. Welche Vorteile São Gabriel auch immer als Station bieten mag wegen seiner interessanten Vegetation – seine Nachteile sind so groß, dass ich meine südamerikanischen Sammlungen wohl in vollständiger Verzweiflung aufgegeben hätte, wenn ich sie hier begonnen hätte.

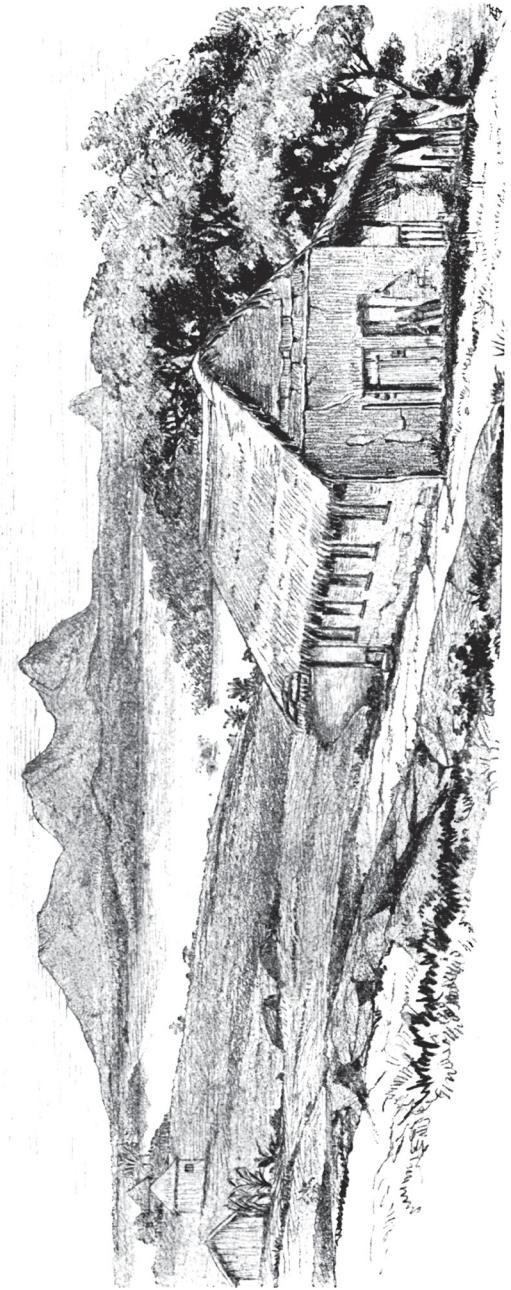
Das Haus, in dem ich untergebracht bin, ist sehr alt. Das Strohdach ist voller Ratten, Vampire, Skorpione, Kakerlaken und anderen Heimsuchungen der Gesellschaft; der Fußboden (einfache Muttererde) wird von *Saúba*-Ameisen untergraben, mit denen ich einige schreckliche Kriege ausfocht. In einer Nacht trugen sie mir so viel *Farrinha* fort, wie ich in einem Monat essen könnte; dann fanden sie meine getrockneten Pflanzen und fingen an, sie zu zerschneiden und wegzutragen. Ich habe sie verbrannt, sie geräuchert, sie ertränkt, bin auf sie getreten und habe, kurz gesagt, auf jede mögliche Weise Vergeltung geübt, sodass ich in diesem Augenblick nicht glaube, dass irgendwo in diesem Haus eine *Saúba* ihr Gesicht zu zeigen wagt; aber sie verlangen meine ständige Wachsamkeit. Dann haben wir noch die Termiten, die in ihrem Vorgehen noch heimtückischer sind und überdachte Wege über jeden Pfosten und Balken anlegen. Sie haben mir schon ein Handtuch gefressen und sich ihren Weg in eine fertige Transportkiste gebahnt, wo sie glücklicherweise nichts zu fressen fanden. Aber das größte Ärgernis in São Gabriel ist eines, das ich nicht vorhersehen konnte. Fast die einzigen Einwohner sind die Soldaten der Garnison, und wissen Sie, wie Soldaten in Brasilien rekrutiert werden? Wenn ein Mann ein Verbrechen begeht, das ihm eine Deportation einbringt, wird er als Soldat eingeschrieben und marschiert zu einem der Grenz-

1 [*Vasculae* (lat.): Ein *Vasculum* (»kleines Gefäß«) ist eine Botanisiertrommel oder -büchse, ein länglich-zylindrisches Blechgefäß, das meist an einem Riemen über der Schulter getragen wird und dem geschützten Transport unterwegs gesammelter Pflanzen dient. – AdÜ.]

posten. So ist unter den vierzehn Männern, die die Besatzung von São Gabriel bilden, kein einziger, der kein ernstes Verbrechen begangen hat, und mindestens die Hälfte davon sind Mörder. Beurteilen Sie selbst, in welcher Sicherheit ich mein Haus für ein paar Tage zurücklassen kann. Es ist schon zwei Mal in meiner Abwesenheit betreten worden, und etwa zwei Gallonen Alkohol, eine Menge Melasse und Essig und einige andere Dinge wurden gestohlen.

Zwei Indianer habe ich bei mir im Haus – einen Jäger und einen Fischer. Mindestens einer ist absolut notwendig, um mich vor dem Hungertod zu bewahren, denn hier gibt es nichts zu kaufen, nicht einmal ein Ei oder eine Banane. Für etwas *Farinha* musste ich einen Boten an den Rio Uaupés schicken. Den Jäger brachte ich aus Barra mit. Er ist ein ausgezeichnete Schütze und versorgt mich meistens gut mit Wild. Er ist mir auch nützlich um Bäume zu erklettern und zu rudern, in beidem ist er unübertroffen. Aber in Bezug auf *Cachaça* ist er ein schrecklicher Kerl, wie die meisten seines Volkes. Ich überredete einen der *Uaupé*-Indianer, der mit mir aus *Uanauacá* gekommen war, mein Fischer zu werden. Er arbeitete etwa zwei Monate für mich, als der Kommandant der Festung ihn ergriff und zum Überbringen der *Corréo* (Post) nach Barra zwang. Auf diese Weise erhält man die Indianer, die das Kurier-Kanu rudern. Eine Abordnung von Soldaten wird in der Nacht losgeschickt, um in den *Sítios* so viele Männer wie möglich zu ergreifen. Diese werden sogleich ins Gefängnis geworfen und dort bis zum Tag der Abreise festgehalten – in Eisen, wenn sie irgendeinen Widerstand leisten. Die Reise dauert fünfzig Tage, und diese armen Kerle erhalten weder Lohn noch Nahrung für die ganze Zeit. Ein Indianer aber stirbt nie vor Hunger, wenn sein Indianerkamerad Nahrung hat, und so legen diese Männer von Zeit zu Zeit bei dem nächstgelegenen *Sítio* an, um ihren Vorrat an *Farinha* wieder aufzufüllen. Eine solche Behandlung ist eine große Schande für die Regierung, und es ist nicht zu verwundern, dass sich die Indianer in den Wäldern verstecken, wenn sie Wind davon bekommen, dass ein Kurier losgeschickt werden soll. In diesen wenigen Tagen war ich so glücklich, einen anderen Fischer zu finden. Es lohnt sich auch diese beiden Männer nur zu engagieren, um mich auf meinen Exkursionen zu begleiten, denn es ist gefährlich, sich mit weniger als zwei Ruderern unter die Fälle zu wagen.

[...]



[15] São Gabriel, mit den Serras de Curicuriari. Von wenigen Yards östlich der Kirche aus flussabwärts gesehen (Juli 1852).

Die *Serras* um São Gabriel hatten eine große Anziehungskraft auf mich und waren der Grund, mich hier einzurichten. Ich begann mit der niedrigsten, die hinter São Gabriel aufsteigt. In Flüssen an ihrem Fuß erhielt ich mehrere Farne, aber auf der *Serra* selbst nichts. Ich unternahm dann die Ersteigung einer *Serra*, die nach einer halben Tagesreise den Fluss hinauf direkt an dessen rechten Ufer liegt. Auf der Karte von SCHOMBURGK heißt sie Mount Wanarimapan, aber niemand kennt sie unter diesem Namen. Der indianische Name ist Urucú-Initéra (oder *Anatto*-Hügel), aber sie ist allgemeiner bekannt unter ihrem portugiesischen Namen, *Serra do Gama*. [...] Es gelang mir, den höchsten Punkt der *Serra* zu erreichen, aber es kostete mich über eine Woche, und auch hier erwies sich die *Serra* als unwirtlich für Neuheiten. Sie war bis zum Gipfel mit hohem Wald bedeckt und völlig bar des Wassers, außer in der Nähe ihres Fußes. Sie liegt 1.600 Fuß über dem Fluss bei São Gabriel. Alle diese *Serras* sind riesige Granitmassen, die plötzlich aus der Ebene aufsteigen. Sie haben keine Ahnung, welche Arbeit es ist, sie zu ersteigen: An ihrem Fuße liegen vereinzelt Blöcke, so groß wie Kirchen, alle bedeckt mit Wald und mit einem Netz aus Schlingpflanzen umhüllt. In einer *Caatinga* am Fuße der *Serra do Gama* habe ich eine interessante Sammlung durchgeführt. Es gibt noch andere *Caatingas* oder »weiße Wälder« in der Umgebung: Der Boden hat eine dünne Bedeckung aus weißem Sand über Granit, die Bäume sind niedrig, es gibt kaum irgendwelche Schlingpflanzen, Stämme sind mit Farnen und Orchis behangen, Zweige mit *Hepaticae*. Die Farne sind sehr interessant, die Orchis zahlreich, aber unbedeutend, die *Hepaticae* nur wenige Arten. Kaum einer der Bäume ist jetzt in Blüte, aber sie scheinen alle etwas Besonderes zu haben.

[...]

Ich betrete nun ein weiteres großes *Guaraná*-Land. Ich habe ein paar Pflanzen in den *Sítios* gesehen, aber sie wird erst jenseits der Grenze kultiviert und in größten Mengen verwendet. Die *Barré*-Indianer von Venezuela trinken sie in ungeheuren Mengen, besonders als Erstes am Morgen anstelle von Kaffee, und sie benutzen nur die frische Beere, gerieben, ohne Zucker. Ihre Bezeichnung dafür ist *Cupána*. [...]

AN MR. GEORGE BENTHAM

São Gabriel, Rio Negro, 8. Aug. 1852.

Seit dem letzten Schreiben konnte ich meiner Sammlung kaum etwas hinzufügen. Mein Jäger wurde vor drei Monaten ernsthaft krank, und vielleicht wird er niemals wieder irgendeine Strapaze auf sich nehmen können. Während mein Indianer ausfiel, fand die *Festa* von São Gabriel statt, die am Vorabend von Christi Himmelfahrt beginnt und über einen Monat lang dauert. Während dieser Zeit würde niemand jagen oder fischen; Angeln mit Rute und Schnur war in der Tat kaum möglich, wegen des Anstiegs der Gewässer. Nie war ich dem Hungertod so nah. Ich war dazu gezwungen, die Waffe auf die Schulter zu nehmen und früh am Morgen in die *Caapoeras* zu ziehen, um Papa-

geien und *Japus*¹ zu suchen. Sofern der Regen nicht allzu wild fiel, gelang es mir immer, mir ein Abendessen zu sichern, aber einmal habe ich drei Tage lang nur von *Xibé* gelebt (*Farinha* mit Wasser vermischt). Die Indianer trinken es und leben manchmal für mehrere Tage von nichts anderem; aber einer Person, die dessen ungewohnt ist, verursacht es große Flatulenzen und vertreibt den Hunger nicht. Als die Flüsse anzuschwellen begannen, zogen sich die größeren Wildarten tief in den Wald zurück. Man musste jetzt auf dem Wasser eine gewisse Entfernung zurückzulegen und die Nacht im Wald verbringen; erst in der Morgendämmerung konnte man dann auf die Jagd gehen. Aber es ist beinahe sinnlos für jemanden hier zu jagen, der es nicht von Kindheit an gewohnt ist, durch den Wald zu streifen und das Wild in und zwischen den Bäumen auffindig zu machen, was eines Indianers Auge erfordert.

Durch mein morgendliches Schießen war der Tag inzwischen so weit vorangeschritten, dass ich am Nachmittag kaum mehr als einen kurzen Spaziergang machen konnte. Auch die Fälle wurden langsam so gefährlich, dass ich mich mit weniger als drei Indianern in meiner *Montaria* nicht mehr hinein wagen konnte, und so viele hatte ich selten zur Verfügung. Während der Monate Juni und Juli waren kaum irgendwelche Blüten zu bekommen; nicht ein Baum stand im großen Wald in Blüte, und kaum einer im *Gapó*. Hier gibt es kaum größere Flächen *Gapó*, folglich fehlen die krautigen und holzigen Schlingpflanzen fast völlig, die ich in der Nähe der Barra sammelte, indem ich in den Baumkronen herumkroch. Die Bäume des *Gapó* beginnen gerade erst zu blühen, und ich glaube, ich kam zu einer guten Zeit herauf.

[...]

Mein Kanu zeigt erste Anzeichen, nicht mehr allzu lange zusammenzuhalten. Da ich von diesen Dingen überhaupt nichts verstand, verließ ich mich bei seiner Beschaffung ganz auf HENRIQUE. Hinterher stellte ich fest, dass der Mann, der es verkaufen musste, ein viel älterer Freund von HENRIQUE war als ich selbst, und dass ich beträchtlich hereingelegt worden war. Von Booten, die hier in Venezuela gebaut

1 [*Japus*: unklar; wahrscheinlich Verwandte der Trupiale (*Icterus*), einer artenreichen Vogelgattung in der Familie der Stärlinge (*Icteridae*). – AdÜ.]

wurden (wie meins eines war) wird nicht erwartet, dass sie länger als drei bis fünf Jahre aushalten; meines war schon drei Jahre alt und wird kaum noch ein Jahr überdauern.

[...]

Meine letzten Nachrichten aus England sind ein Jahr alt. Weder Zeitungen noch irgendetwas anderes erreichen mich hier. Ich scheine mich endgültig von der Zivilisation verabschiedet zu haben.

[...]

Tagebuch (Fortsetzung; Januar bis August 1852): Blutsaugende Fledermäuse

Saõ Gabriel ist furchtbar von Vampiren befallen, und mein Haus, das ein altes, verrottetes Dach hat, hat mehr als seinen Anteil an ihnen. Als ich es betrat, sah man große Flecken von getrocknetem Blut auf dem Boden, das von jenen Mitternachtsblutsaugern aus meinen Vorgängern gesogen worden war. Meine beiden Männer wurden in der ersten Nacht angegriffen, einer hatte Wunden an den Enden von vier Zehen, drei an einem Fuß und eine an dem anderen. Dasselbe ist seitdem jede Nacht passiert, und die Fledermäuse beschränken sich nicht auf die Zehen, sondern beißen gelegentlich in die Beine, die Enden der Finger, in die Nase, das Kinn und die Stirn, besonders bei Kindern. [...]

Seit ich hier angekommen bin, ereignete sich ein merkwürdiger Umstand bei der Familie meines nächsten Nachbarn. Die Kinder wurden von den Vampiren sehr geplagt und nachts in verschiedene Körperteile gebissen. Man entdeckte vor dem Eingang eine Katze, die eine große Expertin darin war, Fledermäuse im Dunkeln zu töten. Eines Nachts durfte die Katze zufällig im Haus bleiben, und wann immer eine Fledermaus sich auf den Hängematten der Kinder niederließ, stürzte sie sich darauf. Als der Morgen anbrach, waren sie nicht ein einziges Mal gebissen worden. Jetzt ist die Katze ihre ständige Nachtwache. Sie kennt auch offensichtlich ihren Arbeitsplatz, denn sobald die Kinder nachts schlafen gehen, nimmt sie ihre Position bei den Hängematten ein. Arme Mieze! Die guten Taten derer, die dich »undankbar« und »treulos« nennen, leuchten selten mit einem solchen Glanz auf eine schlechte Welt! Von meiner Jugend an war ich ein Liebhaber von Katzen. Scharfsinnige Damen haben mir zu verschie-

denen Zeiten vorhergesagt, dass ich aus diesem Grund als Junggeselle sterben werde, was, wenn ich es nicht erleben sollte zu heiraten, wahrscheinlich genug ist, um wahr zu werden.

Auf den Granitfelsen in der Nähe meines Hauses verbringen die Schafe, die den Bewohnern gehören, oft die Nacht. Am Morgen hinterlassen sie regelmäßig Blutlachen von den Bissen der Vampire.

Dieser Vampir ist eine kleine Art mit einem Häutchen, das die Ohren sehr eng miteinander verbindet. Eine Blattnasen-Fledermaus in meinem Haus an der Barra war fast dreimal so groß, mit sehr großen Ohren und einer sehr breiten Verbindungsmembran.

Weil ich nachts Strümpfe trage, wickle ich mich nur gut in meine Decke und decke oft mein Gesicht noch mit einem Tuch ab. So bin ich bisher den Bissen entgangen, aber sie kommen auf der Suche nach einem verwundbaren Punkt oft bis an meine Hängematte. Die beste Vorbeugung gegen sie ist, die ganze Nacht eine Lampe brennen zu lassen, nur ist das Öl hier leider ein sehr seltener Artikel.

Chirurgen rühmen sich heutzutage ihrer schmerzlosen Operationen, aber der Vampir schlägt sie alle. Ich habe noch nie eine Person getroffen, die von einem Vampir geweckt wurde, der sie biss. Aber mehrere fanden einen Vampir auf sich sitzen, als sie erwachten, und diese bestätigten den Bericht über ein Tier, das mit seinen Flügeln fächelt, während es saugt. Die Wunde ist ein sauber herausgetrenntes rundes Stück Haut, als wäre es mit einem Messer herausgeschnitten (oft in der ganzen Dicke der Haut und mit etwas Fleisch, wie es mir einmal passierte). Die Menge des verlorenen Blutes ist im Allgemeinen gering, außer wenn der Vampir auf kleine Adern stößt. Er bevorzugt die Enden der Zehen und danach die der Finger oder der Nase.

Manchmal richten sie große Verwüstungen unter Hühnern an, die im Freien schlafen dürfen. Sie saugen am Kopf und ziehen so viel Blut,



[16] Saõ Gabriel do Rio Negro, flussaufwärts gesehen.
Der Äquator geht genau durch den hohen Gipfel auf der linken Seite.

dass die Tiere manchmal nach drei oder vier Angriffen sterben. Ich hatte eine Henne, die ich aus diesem Grund töten musste.

In der Festung waren sie außerordentlich reichlich. Ein Soldat rief mich um 6 Uhr morgens heraus und zeigte mir seine Füße, die so sehr mit Wunden und frischem Blut bedeckt waren, dass ich zuerst dachte, er wäre in ein Bett von stacheligen Palmen gefallen. Die Wunden waren alle Bisse von Vampiren, und in einer großen Zehe hatte er nicht weniger als acht Löcher. Die Zehen, Fersen und Knöchel waren am schlimmsten betroffen.

Mein *Uaupé*-Indianer war ganz nackt mit Ausnahme der *Tanga*, als er in meinen Dienst trat. Ich gab ihm Stoff, um ein Hemd und eine Hose daraus zu machen. Sein Begleiter war der Schneider, und als die Hose fertig war, war ich bei der Zeremonie der Anprobe anwesend. Sie haben sicher schon mal bei einem Kind in England gesehen, welche Mischung aus Unbehagen und Selbstzufriedenheit es zeigt, wenn es seine erste Kleidung mit Knöpfen erhält, wie ungeschickt es läuft und seinen Hals in dem vergeblichen Versuch verdreht, einen Blick auf die entlegensten Rückenpartien zu werfen (was einen mehr an einen Truthahn erinnert als an irgendetwas anderes). Stellen Sie sich alle diese Bewegungen von einem kräftigen jungen Mann von zwanzig Jahren ausgeführt vor, mit seinem arglosen Gesicht, und Sie werden eine Vorstellung haben, wie sich IGNACIO bei dieser Gelegenheit verhielt. Ich war sehr amüsiert, aber verkniff mir das Lachen, aus Angst, die Gefühle des armen Kerls zu verletzen.

Eines der häufigsten Kräuter in Saõ Gabriel ist eine buschige, 4 bis 6 Fuß hohe *Solanum* (*S. jamaicense*), die im Januar in der Abenddämmerung und bei Sonnenaufgang als Nahrung für Tausende von schwarzen Hemiptera¹ dient. Zu den Fütterungszeiten schweben sie über den Pflanzen wie Schwärme von Bienen und die Büsche sind fast schwarz von ihnen. Als ich eines Abends nach Sonnenuntergang bei meiner Tür stand, setzte sich eine Schar davon auf einen *Solanum*-Busch in der Nähe. Ich holte eine kleine Pintflasche² und fing an, sie mit den Insekten zu füllen. Aber obwohl ich doppelt so viele verjagte, wie ich in meine Flasche steckte, war nach zehn Minuten kaum mehr

1 [*Hemiptera*: Schnabelkerfe, eine Insekten-Ordnung innerhalb der Neuflügler (*Neoptera*). Zu ihnen zählen unter anderem die Großgruppen der Pflanzenläuse, Zikaden und Wanzen. – AdÜ.]

2 [*Pint*: Hohlmaß, entspricht in Großbritannien 0,57 Litern. – AdÜ.]

von den Blättern übrig als die Mittelrippen. Das Tier ist zwischen 1 ¼ Zoll und 1 ⅜ Zoll lang, und bemerkenswert wegen des sehr zierlichen 'Thorax' und des geschwollenen Unterleibs, der weit über die Elytren hinausragt.¹

Expedition zur Serra do Gama

Bald nach meiner Ankunft in Saõ Gabriel schmiedete ich einen Plan für die Besteigung der *Serras*, die eine halbe Tagesreise den Fluss hinauf am rechten Ufer liegen. Der *Sítio*, der zu ihren Füßen liegt, wird von einem (fast siebzig Jahre) alten Mann bewohnt, der GAMA genannt wird. Sein Vater wohnte schon vor ihm dort, deshalb sind diese *Serras* heute auch als »Serra do Gama« bekannt. [...]

Am Freitag, dem 5. März, zog ich mit meiner Ausrüstung auf *GAMAS Sítio*. Von dort schickte ich einen meiner Männer nach Saõ Joaquim, um eine *Ubá* (kleines Kanu) zu kaufen, weil meine kleine *Montaria* für die Turbulenzen der *Caxoeiras* schlecht gerüstet war. Während seiner Abwesenheit beschäftigte ich mich mit der Erkundung der Umgebung von GAMAS Haus.

Die *Caapoera* ist mit größeren, aber schlankeren Bäumen als gewöhnlich bewachsen. [...] Angrenzend an die *Caapoera* war *Caatinga*-Boden, eine dünne Schicht weißen Sandes über Granit. Es wachsen keine Selaginellae auf diesem Grund und wenige Schlingpflanzen in den Bäumen, daher ist der Wald leicht zu durchqueren. Der Hauptteil der Vegetation besteht aus einem Baum aus der Gattung der *Caesalpinia* (den ich auch in der *Caatinga* bei Uanauacá fand), der 50 bis 60 Fuß Höhe nicht übersteigt. Es gibt verteilt auch höhere, dickere Bäume. In den Zwischenräumen wachsen kleinere Bäume mit wenigen, schwachen Ästen (darunter zwei *Melastomen*, zwei weitere, die nach ihrem Aussehen *Olacacea* sein könnten, und ein paar andere). Am häufigsten ist eine *Amyridea*. Alle sind bemerkenswert wegen ihrer schlanken Stämme, die nicht höher werden als 10 bis 15 Fuß, und ihrer spärlichen, langen, unregelmäßigen, schwachen Äste. Die wenigen Schlingpflanzen sind meist krautig.

Eine *Acanthea*, deren fleischige Triebe mit Hilfe kleiner Wurzeln und gelegentlicher Ranken kriechen, ist auf den kleineren Bäumen häufig, wo sie selten eine größere Höhe als 3 bis 4 Fuß erreicht. Häufiger als alle anderen ist eine *Orontiacea*, deren schlanke grüne, holzige Triebe verzweigt sind und den Stützbaum mit Hilfe von ringähnlichen Wurzeln eng umschließen; manchmal steigt sie die höchsten

1 [*Thorax* (altgriech., »Brustpanzer«): das mittlere, zwischen Kopf und Hinterleib liegende Segment von Insekten. *Elytron* (griech., »Hülle«, »Decke«): aderlose Deckflügel bestimmter Insekten. – AdÜ.]

Bäume hinan, bevorzugt aber die Amyridea, die sie nicht selten tötet, während sie aus dem Gipfel des toten Baumes eine hängende Krone von rar belaubten Zweigen aussendet. Sie ist einer der *Sipós*, *Timbó-Títica* genannt, und sehr nützlich als Tauwerk. Es gibt noch eine bessere Art als diese, mit größeren Blättern und sehr zähen Trieben. Die Triebe dieser hier sind eher spröde.

Jenseits der *Caatinga* liegt die *Caá-Uaçú*. Hier besteht das Unterholz meistens aus einer schlanken Myrsinea, 10 bis 18 Fuß hoch, mit hängenden Rispen von kleinen blassrosa Blüten, denen schwarz glänzende Steinfrüchte von der Größe einer wilden Kirsche folgen. Sie wächst reichlich bis hinauf zur *Serra*. Auch eine Rutacea (anscheinend eine Art von *Galipea*) ist ziemlich häufig, bemerkenswert durch ihren einfachen Stamm von 6 bis 30 Fuß Höhe, mit einem Kranz von großen gefingerten Blättern und Trauben von cremefarbenen Blüten an seiner Spitze. Sie ist eine der Pflanzen, die unter dem Namen *Timbó* zum Töten von Fischen verwendet werden. Eine große Schlingpflanze der gleichen Gattung wie der *Flor do Espirito Sando* aus Barra ist ebenfalls häufig.

In *Caatingas* in der Nähe des Fußes der *Serras* sind die Bäume noch niedriger. Meistens sind sie bis zu ihren schlanksten Zweigen hin mit Moos und Jungermannia bedeckt. Die gleichen Tribus bilden oft eine konische Hülle an ihrer Basis. Zwischen den Moosen hocken Farne (verschiedene Arten von *Acrostichum*), *Bromeliaceae* und Orchideen, Letztere hauptsächlich kleinblütige Arten. Moose wachsen auch an einigen Stellen auf dem Boden und auf gefallenem Stämmen.

In den *Caatingas* von *Uanauacá*, die sehr feucht waren und anscheinend im Winter unter Wasser stehen (auch wenn sie nicht vom Fluss überschwemmt werden), ragen die Wurzeln der Bäume als kompakte vernetzte Masse aus dem Boden, die von den Indianern *Samambáya* genannt wird (derselbe Name, mit dem sie Farne bezeichnen).

Am Mittwoch, den 10. März, schickte ich GAMA und meine beiden Männer los, um den Weg zur *Serra* freizumachen, was sie taten und noch in der Nacht zurückkehrten. Das Freischlagen eines Weges durch den Wald ist keine so schwere Aufgabe, wie man vermuten könnte. Die große Kunst ist, zu wissen, in welche Richtung man steuern muss, und dabei sind die Indianer bemerkenswert scharfsinnig. Der Weg besteht nur aus Zweigen, die halb durchgebrochen und auf beiden Seiten vom Weg weggebogen werden, und gelegentlich einem durchtrennten *Sipó*, der den Weg versperrt hatte. Manchmal wird der Sandstrand eines Baches genutzt – falls das Wasser nicht mehr als knietief ist – um darauf ein gewisses Stück zu gehen. Dabei werden die Zweige auf jeder Seite in ähnlicher Weise abgebrochen. Einer solchen Spur ist von einem ungeübten Auge sehr schwer zu folgen. Wenn ich gezwungen war, ihr alleine nachzugehen, tat ich es mit langsamen und vorsichtigen Schritten; aber ein Indianer läuft darauf so sicher, als wäre er auf einer der Landstraßen der Königin von England und

auf beiden Seiten so sicher eingezäunt, dass es unmöglich wäre, sich zu verirren.

Die Expedition wurde für den nächsten Tag angesetzt. Aber während die Männer den Weg in den Wald freimachten, kam ein Händler aus Pará mit einer Bootsladung von trockenen und flüssigen Gütern, dessen Haus in Saõ Gabriel niedergebrannt war. Jetzt suchte er Zuflucht in *GAMAS Sítio*, dessen ältester Sohn übrigens sein Lotse war. Wie üblich bei der Ankunft nach einer langen Reise war der Händler in Spendierlaune, und es gab ein großes Feuerwerk, Saufgelage und Tänze für die Dauer von zwei Tagen, worauf notwendigerweise ein dritter Tag folgen musste, um sich von den Folgen der Ausschweifungen zu erholen.

Als ich am Freitagnachmittag hörte, dass der *Corréo* in Saõ Gabriel angekommen war, ging ich hin, um zu sehen, ob er etwas für mich mitgebracht hatte. Ich wurde begleitet von SENHOR GAMA und dem neu angekommenen Händler. Bei der Rückkehr wurden wir von einem ungeheuren Tornado ereilt, der uns innerhalb von zwei Minuten vollständig durchnässte. Der Regen schlug in die Augen der Männer, sodass sie kaum sehen konnten, wohin sie ruderten. Das Gebrüll des Donners war kaum von dem der Stromschnellen zu unterscheiden. Die Nacht brach an, aber alle paar Sekunden beleuchteten Blitze jeden Gegenstand und versahen unsere Gesichter mit einem gespenstischen roten Schein. Ich saß im Kanu, den Kopf auf meine Hände und meine Hände auf die Knie gestützt – die übliche Stellung in einem so kleinen Fahrzeug –, und als wir unser Ziel erreichten, war meine Kleidung so nass, dass ich kaum ans Ufer treten konnte: Der Regen lief in Strömen aus meiner Hose. Auch der Samstag war finster und regnerisch.

Am Sonntag, dem 14. März, brach ich um 7 Uhr morgens nach der *Serra* auf, begleitet von SENHOR GAMA und vier Indianern. (Mein *Uaupé*-Indianer hatte sich in einem benachbarten *Sítio* versteckt, um das schreckliche Unternehmen nicht mitmachen zu müssen. Während er einigen Frauen half, Zuckerrohr zu mahlen, kam eine Abteilung von Soldaten und ergriff ihn und zwei andere, um ein Kanu zu rudern, das mit der Post zur Barra geschickt werden sollte.) Wir trugen *Farinha* für drei Tage, gebratenen Fisch für einen Tag, eine Flasche Rum und so viel Salz und Paprika, wie wir wahrscheinlich brauchten. Unsere Bewaffnung bestand aus drei Flinten, zwei Busch-

messern und vier Schnitzmessern. Wir waren erst ein kurzes Stück gegangen, als ich es schon für nötig hielt, barfuß zu gehen. Denn wir mussten viele Flüsse überqueren und an vielen Stellen für eine Weile an ihnen entlang laufen. Wir überquerten über zwanzig Mal solche Bäche; den letzten, auf den wir stießen, mussten wir vier oder fünf Mal durchwaten. Er war der größte, auf den wir trafen, und in seinem oberen Teil 4 oder 5 *Yards* breit. Seine Tiefe reichte jetzt selten weiter als bis zum Knie, aber während der Flut betrug sie durchschnittlich 4 Fuß. Er heißt *Uíwa-Igarapé* (oder Pfeilfluss) und fließt nicht direkt in den Rio Negro, sondern in den *Curicuriarí*. Das beweist, dass die Richtung des Letzteren in seinem oberen Teil sehr von der in der Nähe seiner Mündung abweicht. Daher kann auch die *Serra do Gama* als eine Fortsetzung der *Serras de Curicuriarí* angesehen werden, obwohl es anscheinend eine große Lücke zwischen ihnen gibt. Der *Uíwa* hat einen sandigen Boden und klares (nicht schwarzes) Wasser. Wir wählten einen Platz an seinen Ufern, um unsere Zelte aufzuschlagen, da wir der *Serra* so nahe gekommen waren, wie wir es als vernünftig erachteten. In seinem Sand und auf den Felsen, die aus ihm herausragten, fand ich einige interessante Farne. In unmittelbarer Nähe unseres Lagers (das wir um 1 Uhr mittags erreichten) stand eine große *Loureira*, mindestens 100 Fuß hoch und sehr gerade. Diese zapften wir an und ich erhielt jeden Tag, den wir blieben, zweimal täglich einen guten Schluck als meine Zuteilung. Die Milch war dünner als ich es gewohnt war, und die Indianer sagten mir, dass die Milch aller Milchbäume in der Regenzeit reichlicher und leichter fließt als in der Trockenzeit. Es gab auch einige sehr große *Assaís* und *Paxiubabarriguda*-Palmen, vielleicht über 100 Fuß hoch.

Meine Männer (drei von ihnen) machten sich an die Arbeit, ein paar Hütten zu errichten, eine mit *Assaí*, die andere mit *Paxiúba* gedeckt. Für jede wurden zwei Bäume ausgewählt, die in einer bequemen Entfernung zum Aufhängen der Hängematten standen. Um das Dach zu stützen, wurden kurze Stöcke, in Form von Dreiecken, quer an die Bäume gebunden. Die Hütten waren so gut wie fertig, als der Regen, der seit einiger Zeit in der Ferne grollte, begann und bis nach Mitternacht andauerte. Die beiden anderen Männer waren jagen gegangen und kehrten ebenfalls kurz vor dem Regen zurück. Jeder von ihnen brachte ein *Mutún* (Hokkohuhn). Wir hatten unterwegs auch ein *Mutún* getötet, sodass wir reichlich mit Vorräten versorgt waren.

Zwischen den beiden Hütten wurde ein Feuer angezündet und ein Gestell darüber errichtet, um die *Mutúns* zu braten. Unglücklicherweise war aber nicht genug Brennmaterial gesammelt worden, bevor der Regen losbrach, sodass wir mehr als die halbe Nacht ohne Feuer verbringen mussten. Die Lage war hinreichend düster. Der Regen kühlte die Luft so ab, dass ich bis zum Morgen nicht einschlafen konnte. Um es noch schlimmer zu machen, hatte ich keine Decke, denn die hatte ich zurückgelassen, damit meine Männer nur so kleine Lasten wie möglich tragen mussten. Wir befanden uns in äußerster Dunkelheit, denn auch mittags wurde der Ort nur von »einem dunklen, frommen Licht«¹ erhellt, wie in einer alten Kathedrale, und es schienen weder Mond noch Sterne, um die Dunkelheit zu durchdringen. Fast bis Mitternacht brachten uns die Frösche mit ihrem schwermütigen Gequake ein Ständchen. Dazu bildeten die Regentropfen, die auf die Blätter plätscherten und in den Fluss planschten, eine angemessene Begleitung. Andere Laute konnte ich nicht unterscheiden, obwohl ich hin und wieder aufmerksam lauschte.

[...] Bei Tagesanbruch hörten wir einen Tiger (Jaguar), aber er war weit entfernt. Aber am folgenden Abend, nachdem wir von der *Serra* herabgekommen waren, verschwanden die beiden Jäger mit ihren Waffen in dem Wald und trafen auf die Spur einer *Cutía* (Aguti). Während sie ihr folgten, trafen sie unerwartet mit einem Tiger zusammen, der ebenfalls auf der Jagd nach der *Cutía* zu sein schien. Der vorderste Jäger gab Feuer, aber die Kugel verfehlte ihr Ziel und der Tiger, anstatt sich zurückzuziehen, sprang auf ihn zu. Er bereitete sich gerade darauf vor, ihn mit dem Kolben seiner Flinte zurückzuschlagen, als sein Begleiter herankam und feuerte. Er verletzte den Tiger schwer, konnte ihn aber nicht daran hindern, sich in einer solchen Geschwindigkeit davonzumachen, dass sie ihn nicht mehr einholen konnten.

In einer der Hütten gab es Raum für zwei Hängematten, in der anderen aber nur für eine; diejenigen, die ihre Hängematten nicht ausbreiten konnten, schliefen auf Palmwedeln, die auf den Böden der Hütten lagen. In der folgenden Nacht, die schön und trocken

1 [Von »einem dunklen, frommen Licht« erhellt: im Original »A dim religious light«, Zeile aus *Il Penseroso* (ital., »Der Gedankenvolle«; 1632), einem Gedicht des englischen Dichters JOHN MILTON. – AdÜ.]

war, hängten sie dann ihre Hängematten draußen an die Bäume und unterhielten die ganze Nacht ein bullerndes Feuer.

15. März – An diesem Morgen begannen die drei Jäger vor Tagesanbruch mit der Suche nach Wild. Als sie nicht zurückkehrten, frühstückten SENHOR GAMA und ich und machten uns dann daran, die *Serra* allein zu besteigen. Wir folgten dem Fluss, bis der Boden anfang, auf unserer rechten Seite anzusteigen, hier verließen wir das Wasser und begannen zu klettern.

[...]

Wir versuchten möglichst auf das höchste Gelände zu gelangen, so weit es uns die Granitblöcke und das Geflecht der *Sipós* erlaubten. Wir kämpften immer weiter, manchmal kletterten wir solange steile, geneigte Ebenen aus rutschigen Steinen mit Hilfe der *Sipós* und Wurzeln hinauf, bis wir beide merkten, dass wir Ruhe brauchten. Wir ließen uns nieder, und als ich das Barometer öffnete, stellte ich fest, dass wir schon 1.000 Fuß geklettert waren. Ich war deshalb also sicher, dass wir schon den halben Weg bergauf zurückgelegt hatten und bat meinen Führer, Mut zu fassen. Jetzt stießen unsere Begleiter wieder zu uns und wir nahmen den Marsch wieder auf. Nach kurzer Zeit traten wir auf einen schmalen Grat hinaus, der auf der gegenüberliegenden Seite rasch abfiel, und wir hielten ihn zu Recht für eine Schulter des Berges, die mit unserem Zielgipfel verbunden war. Wir folgten ihm daher beruhigt, denn die Steigung war sehr gering und der Boden vergleichsweise frei von Schlingpflanzen. Die Hauptvegetation war eine *Ubim-Rana*, mit ein paar *Bactris*-Pflanzen. SENHOR GAMA dachte, er sähe Beweise für Behausungen, die früher auf diesem Kamm (wie es eine Überlieferung sagt), in der Abwesenheit von irgendwelchen größeren Bäumen, existiert haben sollen; obwohl der Wald bis zu diesem Grat hoch aufragte, wie er es auch noch höher hinauf bis zur Spitze des höchsten Gipfels tat. Der Gipfel selbst zeigt sich bald ganz in der Nähe, er tauchte aus dem Nebel auf, so plötzlich, dass wir es mit der Angst bekamen, ihn nicht ersteigen zu können. Wir schritten aber mit viel Mühe voran, bis wir zu einer senkrechten Mauer von über 40 Fuß Höhe kamen, auf der ein paar vereinzelte Sträucher und *Sipós* wuchsen. Mit deren Hilfe konnte wir sie leichter erklettern, als ich es erwartet hatte. Ein paar Minuten eines leichten Anstiegs, und dann kam eine weitere ähnliche Wand, die wir ebenfalls sicher erkletterten, auch wenn wir die nicht geringe Befürchtung hatten, dass

unser Weg den Berg hinunter viel schwieriger werden könnte. Auch wenn der Anstieg steil war, hatten wir danach keine Klippen mehr zu erklimmen, bis wir den Gipfel selbst erreichten – eine leicht gewölbte Plattform von etwa 20 *Yards* Durchmesser, dick mit hohen Bäumen und Sträuchern bewachsen, meistens von den gleichen Arten wie auf der Ebene unten. Es gab zum Beispiel einige *Inajá*-Palmen – eine von etwa 40 Fuß Höhe. Ich wollte mein Barometer auf den höchsten Punkt stellen, bis ich feststellte, dass eine große Wespenkolonie ihn bereits in Besitz genommen hatte; ich musste also in einer respektvollen Distanz stehenbleiben und es in Höhe des Gipfels halten. Während dieser Ersteigung der Bergspitze befanden wir uns mitten in einer dicken Wolke und wurden von den nassen Tropfen, die von den Bäumen fielen, durchnässt. Obwohl wir auf dem Gipfel einen Weg zu der Seite freischlugen, von der aus wir einen guten Blick auf den Rest der *Serra* und auf den Fluss haben müssten und auch noch einige Zeit warteten, gaben die Wolken nur hin und wieder den Blick teilweise frei. Wir erblickten den ersten unteren Höhenzug bei der Basis, um den herum wir gegangen waren, um den Fuß des höchsten Gipfels zu erreichen. Er schien eine Fortführung des Letzteren zu sein, indem er durch die vorhin erwähnte Schulter mit ihm verbunden war und mit ihm gemeinsam eine Art Kreis bildete. Wir waren genau zu Mittag auf dem Gipfel.

Beim Hinabsteigen war der Blick von der Spitze der senkrechten Wände nach unten nicht so angenehm, aber die eigentliche Kletterei verlief ohne Unfall. Meine langen Beine und Arme halfen mir dabei, von einem Ast des *Sipó* zu einem anderen zu gelangen, und ich behielt mein *Vasculum* den ganzen Weg hindurch über die Schulter geschlungen. Diese Felsen wurden von hängenden Massen einer großen *Selaginella* geschmückt, die auf der Unterseite silbrig war. Der Stein war überall Granit. Wir stiegen gerade von der Schulter, von der ich beim Aufstieg erzählte, als die Sonne hervorbrach und die Wolken sich schnell davontrollten; aber das war es nicht wert, nur um der Aussicht willen wieder 500 Fuß hinaufzuklettern, selbst wenn man sicher wäre, dass der Himmel klar bliebe.

Nach meiner Rückkehr am folgenden Tag verbrachte ich fast zwei Stunden in der *Caatinga*, wo ich viele Farne und *Hepaticae* sammelte.

[Durch sorgfältige Barometer-Beobachtungen an der Spitze und am Fuß der *Serra* und des Durchschnitts zu entsprechenden Stunden

des ganzen Monats in Saõ Gabriel wurde ihre Höhe zu 1.635 Fuß festgestellt. Wenn man dazu die durch andere Beobachtungen errechnete Höhe von Saõ Gabriel über dem Meer addierte, kann die Gesamthöhe auf etwa 1.800 Fuß geschätzt werden, mit einem möglichen Fehler von 50 Fuß. SPRUCE erklärt seine Berechnungen ausführlich.]

Die Art, wie Salsaparilla gewonnen wird

23. März – Es gibt eine kleine Plantage von *Salsa*¹ in einem *Tabocal* (Bambushain) ein kurzes Stück die Wasserfälle hinab. Heute ging ich mit dem Besitzer hinunter, um zu sehen, wie die Wurzeln geerntet werden. Die ausgewählte Pflanze hatte fünf Triebe aus der Krone, und die zahlreich ausstrahlenden Wurzeln erstreckten sich etwa 3 *Yards* zu jeder Seite hin. Die Wurzeln wurden zuerst entblößt, und wenn die *Salsa* die einzige Pflanze gewesen wäre, die im Boden wächst, wäre die Aufgabe einfach gewesen. Aber unter den verworrenen Massen von Wurzeln anderer Pflanzen sind sie oft schwer zu verfolgen, was bedeutet, dass sie mit einem Messer oder einem kleinen Buschmesser zertrennt werden müssen. Die Erde, die nur eine dünne Decke bildet, wird mit der Hand oder einem spitzen Stock weggeschabt. Wenn die Wurzeln endlich alle bloßliegen (in unserem Fall war das die Arbeit von einem halben Tag; bei großen Urwaldgewächsen kann es manchmal einen ganzen Tag dauern), werden sie in der Nähe ihrer Basis abgeschnitten. Ein paar der schlankeren bleiben unberührt, um die Pflanze an ihrem Platz zu halten. Eine gut gewachsene Pflanze kann beim ersten Schneiden ein bis zwei *Arróbas* liefern. In ein paar Jahren kann sie wieder geschnitten werden, aber die Ausbeute ist dann viel geringer – die Wurzeln sind schlanker und ergeben (wie die Indianer sagen) weniger Stärke.

Ein indianisches Festival

Am 17. und 18. April war ich bei einem *Dabocuri* (oder *Festa* der *Barré*-Indianer) auf einer Insel in der Nähe des Fußes der Wasserfälle, ein wenig oberhalb des alten Dorfes *Camanãos*. Das Haus war reizend auf dem ansteigenden Grund gelegen, der Weg dahin gesäumt von Kaffeebäumen, die beladen waren mit Beeren. Dazwischen standen drei oder vier Gruppen von *Pupunha*-Palmen und hier und da ein *Cocura*-Baum. Eine flache, halbkreisförmige Fläche aus hartem Sand vor dem Haus war sauber gefegt, um sie für die Tänzer vorzubereiten. Diese Fläche wurde durch ausladende Ingas begrenzt, in deren Schatten Bänke mit den Rückenlehnen zu den Bäumen hin gestellt worden waren, auf denen Sitzkissen aus Streifen von *Paxiúba*-Palmblättern eng nebeneinander gelegt wurden.

1 [*Salsa[parilla]*]: *Sarsaparille* ist eine Droge aus unterirdischen Pflanzenteilen von Stechwinden (*Smilax*) und fand früher Verwendung bei der Behandlung von Syphilis. Eine Wirkung ist wissenschaftlich allerdings nicht belegt. – AdÜ.]

Es gab eine Menge vorher zubereiteter *Cauim* (destilliert aus Zuckerrohr); zwei ungefähr 6 Fuß lange Flageoletts¹ aus *Paxiúba* (von den Indianern am Fluss *Içanna* hergestellt) und drei oder vier kleinere; eine Anzahl von *Gaitas* aus einem einzigen Internodium eines schlanken Zweigs einer *Cecropia* (in den auf einer Seite ein Loch geschnitten war – hier hindurch war das Mark entnommen worden und hier blies der Künstler nun hinein); *Carajurú* in Pulverform für die Bemalung der Körper und eine ungeheure Menge *Ipadá* (*Koka*).

Die Aufführungen begannen früh mit dem Blasen von Flageoletts und *Gaitas*, bis 9 Uhr war die ganze Gesellschaft versammelt. Im Haus wurde dann von den Männern und Jungen ein Tanz begonnen. Sie formten einen Kreis und jeder hielt mit der rechten Hand die Flöte an den Mund und legte seine linke Hand auf die rechte Schulter der Person vor ihm. Dann bewegten sie sich vorwärts, in der langsamen, fast eintönigen Kadenz² der *Gaitas*. Die Schritte waren nur eine Abfolge von *Dactylen*³ – ein langer Schritt, gefolgt von zwei kurzen –, der Rumpf wurde bei dem langen Schritt nach vorne gebeugt und bei den kurzen wieder gehoben. Nachdem sie auf diese Weise ein paar Minuten getanzt hatten, kamen sie auf die Terrasse heraus, wo die Frauen und Mädchen zu ihnen stießen. Jeder Mann legte nun seinen linken Arm um den Hals seiner Partnerin, und sie ihren rechten um seine Taille. Der Tanz setzte sich mit gleicher Melodie und Schrittfolge fort, gewann aber allmählich an Geschwindigkeit, bis er fast zu einem Laufen wurde. Als die Flötisten völlig außer Atem waren, zerbrach der Kreis, die Tänzer stießen gemeinsam einen Schrei aus und zogen sich zurück, um sich auf den Bänken oder im Haus auszuruhen. (Es gab auch feste Bänke und Bretter an der Vorderseite des Hauses, unter den vorspringenden Traufen.) Nach einer kurzen Erholung begannen die Männer den Tanz von Neuem, und so ging es bis etwa 3 Uhr nachmittags fort. Dann kam die Nachricht vom Hafen, dass der Herrscher des Festes und seine Begleiter angekommen wären. Es kamen noch einmal so viele Personen wie bereits im Haus versammelt waren. Sie brachten eine Menge gefüllter *Aturas* (Körbe) mit, einige mit *Mandiocca*-Wurzeln, andere mit gebackenem Fisch, dann noch einige flache Körbe mit *Beijú* und zwei oder drei *Alqueires* (Scheffel) *Farinha*. Jede Person wurde mit einer *Ambaúba* oder Trommel aus dem Stamm der *Cecropia pettata* versehen; die der Männer war etwa 3 Fuß lang und 5 Zoll dick, mit einem Durchmesser der Höhlung von etwa 4 Zoll; die der Jungen war kleiner. Sie waren mittels Feuer ausgehöhlt und dann am unteren Ende mit Blättern verschlossen worden, die mit einem Stößel hineingeklopft worden waren. Am oberen Ende des Rohres waren zwei geradlinige rechteckige Löcher nebeneinander eingeschnitten, mit denen es festgehalten wurde, wobei der Daumen in ein Loch und die übrigen Finger in das andere eingeführt wurden. Das untere Ende war über eine Breite von mehreren Zoll schwarz gefärbt; die Fläche darüber war mit fantastischen Mustern nach dem Geschmack des Herstellers bemalt.

Zwischen dem Gastgeber und dem Herrscher des Festes wurden nun mehrere formelle Botschaften gewechselt; Letzterer wurde zusammen mit seinen Gefolgs-

1 [*Flageolett* (*altfranz.*): ein frühes Holzblasinstrument, nahe verwandt mit der Blockflöte. – AdÜ.]

2 [*Kadenz* (*ital.*): Akkordfolge. – AdÜ.]

3 [*Dactylus* (*griech.*): eigentlich ein Versfuß (kleinster Teil eines Verses) aus einem langen bzw. betonten und zwei kurzen bzw. unbetonten Teilen. – AdÜ.]

leuten und den Geschenken, die er mitgebracht hatte, ins Haus eingeladen. Sie ließen sich aber fast eine Stunde nicht blicken. Die Gesellschaft, die sich im Hause versammelt hatte, nutzte die Zeit, sich mit *Carajurú* zu bemalen: die Männer, die oberhalb der Taille nackt waren, auf ihren Oberkörpern, Gesichtern und Armen, und die Frauen auf ihren Gesichtern und Armen. Endlich konnte man die Gruppe in einer Reihe den Hügel hinaufsteigen sehen, wobei sie die Erde durch ihr Getrommel erbeben ließen. Als sie auf der Terrasse ankamen, bildeten sie einen Kreis und trommelten munter weiter. Jetzt wurde *Cauim* (Rum) in Flaschen und großen *Cuyas* herausgebracht, aus denen er in kleine Schalen und Becher aus *Caraipé* (Töpferwaren) gegossen wurde. (Die Letzteren waren jeweils zu zweit an den Enden eines kurzen Stabes aus demselben Material befestigt, das Ganze bunt bemalt). Die Flageolet-Spieler führten nun die Prozession an, gefolgt von kleinen Jungen, die die Becher mit *Cauim* trugen. Sie alle liefen jetzt den Kreis ab, wobei jeder GANYMED¹ nacheinander jedem Trommler seinen Becher anbot, der durch die Etikette der Versammlung verpflichtet war, aus jedem davon zu nippen. Helfende Männer und Frauen füllten die Becher wieder auf, sobald sie geleert waren, und nachdem die Trommler ihren Teil bekommen hatten, wurde der *Cauim* in gleicher Weise dem Rest der Gesellschaft verabreicht.

Alle Frauen wurden nun zum Hafen hinuntergeschickt, um die Geschenke hochzuholen (die den Beitrag der ganzen Gruppe des Herrschers bildeten).

Fische, *Farinha* und *Beijú* (portugiesisch für Maniok-Kuchen) wurden im Haus abgestellt, und die Wurzeln der *Mandiocca* stapelten sich in einem Haufen davor. Die Frauen machten sich sofort an die Arbeit, *Caribé*² aus dem *Beijú* zu machen, und füllten mehrere *Gassabas*³ damit. Die Trommler begannen nun, um den Haufen von *Mandiocca* herumzutanzten und zum Schlagen ihrer Trommeln zu singen. Ihre Schritte waren eine Art Hüpfen, die sich schließlich zu einem Galopp beschleunigten. Ihre Lieder schienen in kurze Strophen unterteilt zu sein, die jeweils in einer Art Refrain endeten. Das erste Lied war die Legende von der Entdeckung der *Mandiocca* in der *Barré*-Sprache, und dies ist der Inhalt, wie er mir übersetzt wurde: Wie der Baum des Lebens im Garten Eden stand der *Mandiocca*-Baum einsam inmitten des Waldes. Er war ein ungeheuer großer Baum, so groß wie heutzutage die *Samaúma*, und jeder Sterbliche mied ihn, weil er seine tödlichen Eigenschaften kannte. Endlich zeigte der Vogel *Japú* einem Indianer, wie die Wurzeln von ihrem Gift befreit und in ein nahrhaftes Essen verwandelt werden konnten. Alle strömten herbei, um sich mit der wunderbaren Wurzel zu versorgen, bis der Baum keine mehr liefern konnte. Sie machten sich dann an die Arbeit, die Zweige abzuschneiden. Jeder Zweig hatte die Größe des Stieles der *Mandiocca*-Pflanze, wie sie heute existiert. Sobald er in den Boden gesteckt wurde, produzierte er Knollen wie die Mutterpflanze. Jeder Hauptzweig ergab eine Sorte, die sich von den anderen unterschied, und von diesen allen stammen die *Mandiocca*-Sorten, die heute noch kultiviert werden; und so kann sie mit Recht von den Anwohnern des Amazonas und seiner Nebenflüsse »Baum des Lebens« genannt werden.

- 1 [Ganymed: Figur der griechischen Mythologie. Als Hirtenknabe seiner Schönheit wegen von ZEUS auf den Olymp entführt, damit er dort für immer der Mundschenk der Götter sei. – AdÜ.]
- 2 [Caribé: Maniok-Bier, am Rio Negro. – AdÜ.]
- 3 [Gassaba: unklar, wohl Kalebassenform. – AdÜ.]

Danach kam ein anderes Lied, das die Spenden aufzählte, die sie gebracht hatten, und den Geber des Festes baten, sie anzunehmen. Ein Teil davon lautete im Wesentlichen wie folgt: »Wir bitten dich, empfang diese Erzeugnisse der Erde und des Wassers, die deine Brüder dir anbieten. Wir bringen sie dir nicht, um von dir bezahlt zu werden – wir bringen sie dir, weil in alten Tagen dein Großvater unseren Großvätern von seinen Fischen und *Farinha* zu essen und von seiner *Caribé*¹ zu trinken gab, wie dein Vater auch unseren Vätern gab und du uns und wie später dein Sohn unseren Söhnen geben wird.« Es kam noch viel mehr in der gleichen Art, aber mein Dolmetscher sprach Portugiesisch so unvollkommen, und seine Gedanken wurden von dem *Cauim*, den er getrunken hatte, so verwirrt, dass er nicht mehr verständlich erklären konnte. Als die Lieder geendet hatten, wurde der Haufen *Mandiocca* weggeräumt und die Sänger zogen sich in das Haus zurück, um sich mit *Caribé* zu erfrischen, das ihnen in großen *Cuyas* gebracht wurde. Der Herrscher des Festes verteilte auch Fische an die, die welche essen wollten, aber das waren nur wenige. Während der zwei Tage und Nächte, die das Fest dauerte, gab es einige, die nicht einen Bissen aßen und sich nur von *Cauim* und *Ipadú* ernährten. An dieser Stelle kann man erwähnen, dass während der ganzen Zeit alle paar Stunden *Ipadú* in großen *Cuyas* gebracht wurde. Mit einem zerbrochenen Esslöffel half sich jeder selbst, die übliche Portion waren ein paar Löffel. Nachdem man seine Dosis von *Ipadú* zu sich genommen hatte, wartete man in der Regel ein paar Minuten, ehe man den Mund wieder öffnete: Der *Ipadú* war sorgfältig in den Vertiefungen der Wangen geborgen und übte seine wunderbare Wirkung aus. Ich konnte mir das Lachen kaum verkneifen, als ich ihre geschwollenen Wangen und ersten Blicke in diesen Intervallen des Schweigens sah. Ich probierte zwei oder drei Mal einen Löffel voll, aber auf mich hatte er kaum eine spürbare Wirkung, und ganz sicher machte er mich nicht unempfindlich für die Anfälle von Hunger, obwohl er das in gewissem Maße für die des Schlafes tat. Wahrscheinlich nahm ich eine zu kleine Dosis.

Der *Ipadú* wird nicht ausgelutscht, aber er findet unmerklich zusammen mit dem Speichel seinen Weg zum Magen. Mir wurde gesagt, dass aus seiner Verwendung auch in sehr großen Mengen keine schlimmen Folgen resultieren.

Als die Nacht hereinbrach, wurden Feuer an den Ecken der Terrasse entzündet, um die Tänzer in ihren Bewegungen zu beleuchten. Wir hatten jetzt zwei Kreise, einen der Trommler und den anderen der Flötenspieler; die Ersteren waren lauter und ihr Schritt lebhafter, was sie bei den Damen entschieden zu den Favoriten machte. Kurz nach Mitternacht gaben Letztere das Feld ganz auf und widmeten sich den Rest der Nacht dem Genuss von *Cauim* und *Ipadú*. Wie ich mir den Zeichenstift eines TENIERS² wünschte, um die Szene vor mir zu skizzieren! Die Tänzer in ihren malerischen Kostümen, die Köpfe geschmückt mit Tiaras aus den Federn des Tukans, ihre Körper fantastisch bemalt mit *Carajurú* (*Chica*). Die langen Trommeln, deren Schläge mit den Bewegungen ihrer Füße zusammenfallen, sind ebenfalls fröhlich gemalt und nehmen den offenen Raum auf der Terrasse

- 1 Fisch, *Farinha* und *Caribé* sind für einen *Barré*-Indianer genau das, was Rindfleisch, Brot und Ale für einen englischen Bauern sind.
- 2 [Der flämische Maler und Zeichner DAVID TENIERS (der Jüngere; 1610–1690) ist bekannt für seine lebendige Darstellung bäuerlicher Vergnügungen. – AdÜ.]

in Anspruch, während die alten Leute sich um die Feuer gruppieren oder auf den Bänken sitzen und *Cauim* und *Ipadú* zusprechen. Der Schein der vielen Feuer und die starken Schatten, die sich mit der undurchdringlichen Düsterteit des umgebenden Waldes vermischen, gaben dem Ganzen einen kaum noch irdischen Aspekt. Die wilden und etwas traurigen Klänge ihrer Musik verstärkten noch diese Wirkung, und wenn man sie aus der Ferne, aus dem Dunkel der Nacht hört, kann man sich gut den Schrecken einer Person vorstellen, die ihren Ursprung nicht kennt.

Die Tänze hörten bis zum Sonnenaufgang nicht auf. Am Nachmittag wurde ein Versuch gestartet, sie wieder aufzunehmen, um sie eine weitere Nacht fortzusetzen. Aber der *Cauim* hatte seine Arbeit so erfolgreich getan, dass die meisten Darsteller nicht zu einer weiteren Anstrengung bewegt werden konnten.

Das Hauptgebiet der oben erwähnten *Barré*-Nation liegt jetzt in San Carlos del Rio Negro. Die Leute dieser Nation sind überall in der ganzen Casiquiare-Region verstreut, bis nach Maypures am Orinoco. Sie scheinen ursprünglich viel weiter unten am Fluss gewohnt und sich dann allmählich nach Norden ausgebreitet zu haben. Auch heute noch sind an so weit südlichen Orten wie Castanheiro und Camanáos, unterhalb der Wasserfälle von Saõ Gabriel, die alten Indianer immer noch *Barrés*. Das hier gezeigte Porträt von einem acht Jahre alten *Barré*-Mädchen namens MARIA habe ich während meines kurzen Aufenthaltes in Castanheiro auf meiner Reise den Rio Negro hinauf angefertigt.

[In den ursprünglichen Journalen gibt es keinen Eintrag von SPRUCE über einen Aufenthalt in Castanheiro – weder auf der Hin- noch auf der Rückfahrt. Wahrscheinlich hatte er die Zeichnung an einem Ort in der Nähe gemacht, Mazarubi genannt, wo er anhielt, um *Farinha* für seine Reise hinauf nach Saõ Gabriel zu kaufen.]



[17] MARIA, eine
Barré-Indianerin
(8 Jahre alt).